

# Gartenbau in Central-Amerika

Autor(en): **Pfau, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift des Schweizerischen Gartenbauvereins : illustrirter Monatsbericht für practische Gärtnerei**

Band (Jahr): **1 (1881)**

Heft [9]

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-349571>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sprechend würde man Vegetable marrows mit einer Buttersauce, ungefähr wie Blumenkohl, zubereiten oder — in dünne Scheiben geschnitten — in Butter backen.

Auf die eine oder andere Art lohnt der Versuch die Mühe und bringt etwelche Abwechslung in den bei uns nicht immer sehr reichhaltigen Küchenzettel.

## Gartenbau in Central-Amerika.

Je weiter man nach dem Aequator und damit in die Zone des ewigen Frühlings — oder, richtiger gesagt, der ewigen Hundstage — vorrückt, desto mehr findet man den Gartenbau vernachlässigt. Es ist dies eine Thatsache, die um so unbegreiflicher erscheint, als gerade in tropischen Gegenden, wo eine wirklich todte Jahreszeit gar nicht existirt und man die meisten, jedenfalls die prächtigsten Gewächse der Erde zur Auswahl hätte, in Gartenanlagen Grossartiges geleistet werden könnte. Dieser Widerspruch erklärt sich einmal durch die nicht abzuläugnende Gleichgültigkeit, die bei längerem Aufenthalt unter den Tropen auch den eifrigsten und arbeitsamsten Europäer ergreift und ihn jede nicht absolut nothwendige Anstrengung vermeiden lässt: hauptsächlich aber durch den Umstand, dass hier das ganze Jahr hindurch eine wundervolle „wilde Flora“ währt und man nur wenige Schritte zu machen braucht, um den Anblick von Blumen zu geniessen, zu deren Pflege man in Europa weder Mühe noch Kosten scheut. Allerdings ist der Genuss dieses immerwährenden Gartens mehr oder weniger illusorisch, denn die Zugänge zu diesen Herrlichkeiten sind in der Regel schwierig. Gerade die den Tropenländern eigenthümliche Monocotyledonen-Flora zeigt sich in voller Ueppigkeit und höchster Pracht entweder in tiefen, finstern, von steilen Wänden eingeschlossenen und von reissenden Flüssen durchströmten Schluchten (barancas) oder in bodenlosen, fieberschwangeren Sumpfgegenden. Mit Ausnahme der Savannenlandschaft, die eine ziemlich ärmliche Flora besitzt, ist überhaupt gar keine Gele-

genheit zu Vergnügungs-Ausflügen in diese schöne Natur vorhanden, sondern wo dies zum Zwecke des Sammelns und der Forschung geschieht, ist es eine mit Strapazen und Gefahren aller Art verbundene, aufregende Arbeit. Von Wegen zu interessanten Gegenden oder schönen Aussichtspunkten (und an solchen fehlt es hier nicht) ist natürlich keine Rede; der Strassenbau beschränkt sich auf die nothwendigste dürftige Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften. Zur Regenzeit sind die Wege fast nur zu Pferde passirbar; sie ziehen sich entweder durch dichte Wildniss oder durch cultivirtes Land, sind aber in diesem Falle durch endlose, einförmige Hecken der Piñuela (*Bromelia Karatas*), durch irgend eine kerzengerade *Cereus*-Art oder durch wunderlich steife *Opuntia*-Pflanzen eingeschlossen. An beschaulichen Genuss der prachtvollen wildwachsenden Pflanzengebilde dieser Gegenden ist daher nicht zu denken; wie nahe liegt daher die Idee, diese schönen Kinder der Flora, die hier in unserer unmittelbaren Nähe ein verborgenes Dasein führen, hervorzuziehen aus dem wilden Chaos und sie in unser Gärtchen aufzunehmen. Ist man dazu noch im Falle, diesen wilden Schönheiten unsere durch die Cultur verfeinerten Gartengewächse beizugesellen, so lässt sich das Herrlichste schaffen, was die Gartenbaukunst zu leisten vermag. Einige grössere Städte weisen auch wirklich prachtvolle Schöpfungen in diesem Sinne auf.

Da möchte ich sein, wird mancher Gärtner oder Landwirth denken, in dem Lande, wo es keinen Winter gibt; wo zur Blüthezeit weder Nachtfrost noch

kalter Regen und vor der Ernte kein Hagel zu fürchten ist; wo man weiss, dass man das Gesäete auch einheimst und zwar in wunderbarer Fülle; wo keine Gewächshäuser existiren und ohne Dünger alles unendlich viel üppiger gedeiht, als bei uns! Freilich bieten die Aequatorialländer dem Pflanzler grosse Vortheile gegenüber den kälteren Zonen, aber auch hier fehlen die Schattenseiten nicht

So entspricht der Ueppigkeit der cultivirten Pflanzen ganz selbstverständlich auch diejenige der Unkräuter. Unter diesen erscheinen zuerst und sind fast unvertilgbar: die wohlbekannte *Mimosa pudica*, welche die zierlichsten Teppiche bildet, die in Europa wahre Bewunderung erregen würden, während sie hier eine Plage des Pflanzers werden; dann eine halbstrauchartige, schnell Büsche von bedeutendem Umfange bildende Compositae und eine kriechende Crucifere, die sich durch Ableger vermehrt und in unglaublich kurzer Zeit mächtige Flächen bedeckt, daneben aber ein vortreffliches Pferdefutter bildet. Bei beständiger Arbeit vermag man diese Unkräuter zu bemeistern, aber wehe, wenn man — durch irgend einen Umstand vom Kampfe abgehalten — sich den bösen Feind einmal hat über den Kopf wachsen und Samen auswerfen lassen! Da hilft nichts mehr, als Unkraut und Culturpflanzen zusammen abzumähen und alles wieder frisch umzugraben.

Und in der That, hat man auch einmal ein Stück Wildniss in richtiges Gartenland umgewandelt, so ist damit durchaus nicht alles gethan, sondern die gleiche Arbeit muss unaufhörlich fortgesetzt werden. Der sauberste Garten, sich selbst überlassen, bildet schon in zwei Monaten wieder die schauerlichste Buschwildniss, geziert mit baumhohen Ricinuspflanzen und ähnlichen saftigen Gästen.

Statt des Winters der gemässigten Zonen herrschen hier andere climatische

Verhältnisse, die zwar nicht in gleichem Grade, aber immerhin noch störend genug das allgemeine Wachsthum beeinflussen. Trockenheit im buchstäblichsten Sinne des Wortes nimmt die volle Hälfte des Jahres ein. Nur hie und da beim Mondwechsel, häufig aber Wochen, ja Monate lang ausbleibend, stellt sich ein Gewitter mit wenig Regen ein; am folgenden Tage ist aber alle Feuchtigkeit in tropischer Sonnenhitze wieder verdunstet. Unmittelbar nach der Regenzeit ist die Erde allerdings eine Zeit lang mit Wasser gesättigt und die Natur zeigt ein grünes Gewand; bald aber wird die Oberfläche zum reinsten Staub ausgetrocknet. Die weniger tief wurzelnden Kräuter versengen bis auf den unterirdischen Theil; Wald und Busch nehmen, wie bei uns im Herbst, die verschiedensten Farbentöne an. Viele Bäume verlieren einen Theil ihrer Belaubung, ja manche stehen fast so kahl da, wie ihre nordischen Verwandten im Winter. Was hilft es da, mit weit hergeführten Wasser den Garten zu überschwemmen; das Flusswasser steht dem fruchtbaren Gewitterregen unendlich viel nach und erst jetzt macht man sich einen Begriff von der ungeheuren Wassermenge, deren die Erde — selbst in der Regenzeit — bedarf, um die während weniger sonniger Morgenstunden stattfindende Verdunstung zu ersetzen. Auch hier will die Natur ihre Ruhezeit haben und der Mensch hat sich darnach zu richten.

Endlich kommt die ersehnte Regenzeit, urplötzlich durch furchtbare Gewitter und meist auch einige Erdbeben eingeleitet. Wir sind im Monat Mai, um Vollmond. Schon heute Nachmittag waren die Vulkane schwarz bewölkt; noch ging's nicht los, aber morgen können wir sicher auf Regen zählen. Gestern wurde gesäet; ein bewölkter Tag und zwei Nächte mit reichlichem Thau haben das Keimen begünstigt und schon am Morgen des zweiten Tages streckten die Sämlinge neugierig ihre grü-

nen Spitzen hervor. Der Morgen bricht an; klar und hell, wie gewöhnlich in der Regenzeit. Rasch geht die Sonne in die Höhe und versendet Strahlen, vor denen die oberflächlich benetzte Erde wieder in Staub zerfällt. Die armen Keimlinge neigen sich und flehen um Wasser. Inzwischen sind aus den Schründen und Klüften der Cordilleren weissliche Dünste aufgestiegen; sie sammeln sich um die hohen Gipfel und ballen sich zu unheimlich schwarzem Gewölk zusammen. Allmählig breitet sich dieses aus und gegen 2 Uhr Nachmittags ist der ganze Himmel bedeckt. Und nun geht's aus einem Extrem in's andere; wie aus einem Höllenrachen kommt's daher mit Feuer und Fluth. Blitze zucken, links und rechts einschlagend, und der Donner kracht, dass die Erde erzittert. Schon auf eine halbe Stunde weit sieht und hört man den Regen kommen. Regen? — Ein Strom ist's, der aus den Wolken zur Erde niederstürzt und in Form einer grauschwarzen, unheimlichen Wand unter Rauschen und Dröhnen rasch sich uns nähert. Da haben wir's, das ersehnte Wasser! — Die soeben noch zu Staub ausgetrocknete Erdoberfläche ist nun der wassergesättigte Grund eines Sees oder Stroms, je nach Lage und Fall der Oertlichkeit. Und dieser Regen dauert häufig stundenlang mit unverminderter Heftigkeit fort.

Verläuft sich gegen Nachts allmählig das Wasser, so finden wir zu unserer Ueberraschung unsere Sämlinge, d. h. diejenigen, welche nicht weggeschwemmt wurden, im besten Zustande wieder; ja manchmal haben sie's unter Wasser zum Entfalten der Keimblätter gebracht. Ueber die nächsten Tage wiederholt sich das nämliche Spiel und bis sie tiefer gewurzelt haben und hinlänglich erstarkt sind, geht durch Dürre und Uberschwemmung eines und desselben Tages noch ein hübscher Theil verloren.

Feinere Sämereien im freien Lande zu ziehen, ist rein unmöglich; man muss sich zu diesem Zwecke, wie in höheren

Breitegraden, auch hier gutschliessender Kästen mit Glasfenstern bedienen, die — wie bei uns die Kälte — hier die übergrosse Nässe oder Trockenheit abzuhalten bestimmt sind.

Im Allgemeinen werden fast nur solche Pflanzen aus Samen gezogen, welche importirt werden sollen; sonst wird — wenn immer möglich — die Vermehrung durch Stecklinge angewendet. Dabei ergeben sich oft ganz erstaunliche Resultate. Wünscht man ein Rosengebüsch anzulegen, so schneidet man von einem Rosenstrauch (hochstämmige Rosen habe ich hier noch nirgends gefunden) die gewünschte Anzahl Stecklinge ab, gleichviel ob von jungem oder altem Holz und ohne beim Schnitt die gewohnte Sorgfalt zu beachten, steckt sie in die Erde und kann sich in wenigen Monaten der Blumen erfreuen. Einmal hatte ich in einem offenen Schuppen einen Tisch improvisirt, zu dessen vier Pfählen ich grünes Holz verwendete, das einige Tage an der Sonne gelegen hatte. Nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückgekehrt, fand ich im Schuppen anstatt meines Tisches einen grünen Busch! — die in den Boden eingeschlagenen Pfähle hatten ausgetrieben und solche Zweige entwickelt, dass die Tischplatte darunter unsichtbar wurde.

Schönen Erfolg erzielt man auch durch Pfropfen und Oculiren; doch sind diese mehr zeitraubenden Operationen hier weniger am Platze, weil die Fortpflanzung von Bäumen und Sträuchern durch Stecklinge auf die einfachste und sicherste Art und Weise vor sich geht.

Dies sind im Allgemeinen die Vor- und Nachtheile des Gartenbaues im tropischen Amerika. Ueber specielle Thatsachen, die für den Gärtner und Pflanzenfreund von Interesse sind und aus denen sich zum Theil nützliche Folgerungen für die Praxis ziehen lassen, detaillirte Schilderungen zu geben, findet sich wohl später Gelegenheit.

London, 27. August 1881.

*R. Pfau.*